

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Verena Dohrn
Reise nach Galizien
Grenzlandschaften des alten Europa

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Wildnis ganz anderer Art	7
Unterwegs	10
Zamość – Talis magnanimi visa est fulsisse Zamosci . . .	15
Unterwegs	32
Przemyśl. Sonnenuntergang über dem San	33
Unterwegs	50
Lwow – Lwiw – Lwów – Lemberg – Löwenberg	56
Verfallen wie in Brody	87
Unterwegs	105
Schitomir, die weiße geschlagene Stadt	110
Unterwegs	124
Berditschew is schejn . . . gewen	125
Unterwegs	145
Im Stetl des Baal Schem Tow	146
Unterwegs	154
Von Tschernowzy nach Czernowitz	158
Ausgewählte Bibliographie	183

Wildnis ganz anderer Art

Durch Südpolen fahren wir in die Sowjetunion, um die alten Grenzlandschaften Galizien, Wolhynien, Podolien, die unserem Land zugewandte ukrainische Provinz kennenzulernen, haben historische Landkarten, auch Karten der deutschen Wehrmacht dabei – die Geschichte dieser Gegenden interessiert uns. Abgesehen davon gibt es noch keine besseren als die. Sowjetische Karten sind rar, dazu, weil irreführend, oft unbrauchbar. Darüber spricht man mittlerweile auch in sowjetischen Medien. Die schottische Straßenkarte »USSR Western«, Maßstab eins zu zwei Millionen, die beste, die wir bekommen konnten, genügt gerade, um sich im Großen zu orientieren.

»In dieses wilde Land wollen Sie fahren?« fragt ein Bekannter ungläubig, dessen Großeltern einst in der Ukraine lebten. – Wildnis, wie gesagt, lieben wir so in Sicherheit und Wohlstand gewiegte Bundesbürger. Doch die Ukraine verspricht Wildnis und Abenteuer ganz anderer Art – ist nicht Natur, sondern verwilderte Zivilisation. Zwei Weltkriege, die Wirren der Revolution, ein Bürgerkrieg, Faschismus und Stalinismus, »kalter Krieg« und Staatssozialismus haben diese Landschaften heimgesucht, zuletzt, im Frühjahr 1986, die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl, und die deutsche Geschichte hat einen mörderischen Anteil an dieser Verwüstung. Verwüstete Kulturlandschaft lockt Reisende, versteht sich, weniger als die Wüste. Ob es uns wohl gelingen wird, durch die Schrecken der Geschichte hindurch noch etwas von der alten Schönheit des südöstlichen Polen, der Westukraine, zu entdecken, etwas von der einzigartigen Vielvölkerkultur dort, damals, vor jenem »einunddreißigjährigen Krieg«, von 1914 bis 1945? Ruthenen, heute werden sie Ukrainer genannt, Polen, Juden, Armenier, Griechen, viele

andere Minderheiten, auch Deutsche haben dort gelebt, in jenen Provinzen am Westrand des Russischen Reiches und in denen am Ostrand der österreichisch-ungarischen Monarchie mit den märchenhaft klingenden Namen »Königreich Galizien und Lodomerien« und »Kronland Bukowina«.

Welten, finstere Zeiten trennen uns von diesen Grenzlandschaften. Ein »Eiserner Vorhang« hatte sich vor jenen Abgrund geschoben, Erinnerungen verdrängt, Wege abgeschnitten, hatte die Schauplätze der Weltkriege – Polen, das Baltikum, Weißrußland, die Ukraine, Moldawien – nach 1945 in fernes Dunkel gehüllt. Die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl – Tschernobyl war einst ein jüdisches Stetl – trieb auf furchtbare Weise den Zusammenhang der Welten ins Gedächtnis der Menschen hier und da zurück.

Galizien, Wolhynien und die Bukowina liegen in der Mitte des europäischen Kontinents zwischen der Weichsel im Westen und den Karpaten im Süden; im Nordosten bilden die weißrussischen Sümpfe eine natürliche Grenze; nach Osten, nach Podolien hin, liegen diese Ländchen ungeschützt da.

Galizien und Wolhynien, einst Fürstentümer der Kiewer Rus, führten schon früh, nach dem Zerfall der Rus, große Namen: »Königreich Halitsch« und »Herzogtum Lodomerien« nannten sie sich. Mitte des 13. Jahrhunderts machten die Mongolen dieser Selbstherrlichkeit einstweilen ein Ende. Ungefähr ein Jahrhundert waren Galizien, Wolhynien wie auch Podolien unter tatarischer Herrschaft, dann vierhundert Jahre lang Teil erst des Polnischen, dann des Polnisch-Litauischen Reiches. Nach den Teilungen Polens wurden ganz Podolien und der östliche Teil Wolhyniens dem Russischen Reich zugeschlagen, der westliche ging an Galizien, und Galizien wurde Provinz des Habsburger Reiches. Hier waren österreichische Verwaltungsbeamte und polnische Adlige die Herren im Staate, Besitzer von Grund und Boden, dort zaristische Beamte und Bojaren; die einheimischen Ruthenen waren rechtlose Bauern, die deutschen Siedler, die im Gefolge des polnischen Eroberers König Kasimir III., später mit den Habsburgern ins östliche Grenzland kamen, waren Hand-

werker, auch Bauern; zwischen Adel und Bauern standen die Juden, arme und reiche Händler, Pächter von Kneipen, Mühlen, auch von Land, Handwerker, Rabbiner. Seit dem späten Mittelalter siedelten Juden im Polnisch-Litauischen Reich. Antisemitismus, Pogrome hatten sie aus dem Westen des christlichen Abendlandes vertrieben: aschkenasische Juden aus deutschen Ländern, aus Frankreich, sephardische aus dem Spanien der Inquisition. Sie mischten sich mit denen, die vor ihnen aus dem untergehenden Chasarien nach Westen gekommen waren. Nach den Ruthenen und den Polen waren die Juden die größte Minderheit in Galizien, Wolhynien und Podolien, machten in Galizien zehn bis zwölf Prozent der Gesamtbevölkerung aus, in den Städten und Städtchen oft mehr als die Hälfte der Einwohnerschaft. Menschen mit großen Namen – Joseph Roth, Rosa Luxemburg, Paul Celan, Rose Ausländer, Manès Sperber, Wilhelm Reich, Helene Deutsch, die Familie der Brüder Isaac Bashevis und Israel Joshua Singer kommen aus der Provinz Galizien.

Der Erste Weltkrieg zog neue Trennungslinien durch jene Grenzlandschaften. Österreich wurden seine Provinzen genommen. Polen konnte alte Rechte geltend machen: Galizien, ein Teil Wolhyniens gingen an die Republik; Rumänien erhielt die Bukowina; die Sowjetmacht eroberte Podolien. Und der Zweite Weltkrieg, der Nationalsozialismus zerstörte sie dann. Juden, viele Polen und Ukrainer in Galizien, der Bukowina, in Wolhynien und Podolien wurden ermordet. Tot ist die ostjüdische, die Vielvölkerkultur.

Die Reformpolitik der Sowjetunion, von ihr ermutigte Volksbewegungen in Mitteleuropa sind dabei, den »Eisernen Vorhang« einzureißen, den Blick wieder freizugeben auf jene Landschaften, in denen, wie Paul Celan einmal sagte, einst Menschen und Bücher lebten. Um diese Landschaften, ihre Städte und Städtchen in Augenschein zu nehmen, die, fürs Leben verloren, Schrift zur Erinnerung, Melancholie und Verklärung wurden, reisen wir; um das Gepäck von Angelesenem und am Schreibtisch gefaßten Vorurteilen im Gespräch zu erproben, an

lebendigen Eindrücken zu messen und Lesarten miteinander zu vergleichen: westliche, Galizien, das Ostjudentum zum Mythos stilisierende, Verantwortung am Nationalsozialismus verdrängende mit östlichen, Krieg mit Heldenpathos verkleisternde, die Geschichte des Ostjudentums um der Macht willen verschweigende. Zamość – Przemyśl – Lwów – Brody – Schitomir – Berditschew – Medschibosch – Tschernowzy heißen die Etappen unserer Reise. Die Namen dieser Orte sind böhmische Dörfer für die meisten von uns. Namen wie Schall und Rauch, manchen vielleicht noch aus Kriegszeiten bekannt. Brody zum Beispiel, viel gibt es von Brody zu erzählen . . . Wie gern würden wir länger in Brody, Schitomir, Berditschew, Medschibosch bleiben! Übernachten aber dürfen wir nur in Lwów, Rowno, Winniza und Tschernowzy. Nur in diesen Städten hat »Intourist« Hotels oder Dépendancen, und bisher hält die staatliche sowjetische Tourismusorganisation – noch jedenfalls –, was die Organisation der Reisen aus dem westlichen Ausland angeht, ihr Monopol.

Unterwegs

Ödes Brachland, Rodungen ringsum, am Horizont Fichten, ein schwarzes Zackenband. Olivgrüne Lastwagen, einer dicht hinter dem anderen, so weit das Auge reicht, stehen am Straßenrand. Eine Militärkolonne der Sowjetischen Armee in der Heide von Görlitz. Die sowjetischen Lastwagen fahren in ihre Heimat zurück, passieren nach uns die deutsch-polnische Grenze.

Auschwitz liegt in der Mitte Europas. Die polnische Kleinstadt südlich von Krakau heißt wieder Oświęcim, die Gedenkstätte weiterhin Auschwitz. Auschwitz ist das Tor nach Galizien. Ohne Mühe weisen Polen in Schlesien Deutschen, die in deutscher Sprache nach Auschwitz fragen, den Weg dorthin. Jenes Tor, stacheldrahtbewehrt – deutsche Schrift, bekannte Na-

ziparole springt dich an –, mag die Leserin, der Leser selbst durchschreiten. Noch leben Karmeliterinnen auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers, beten an jenem grauenhaften Ort für die Ermordeten. Juden aus aller Welt protestieren gegen solche Okkupation, und die polnisch-katholische Kirche trägt ihren Antisemitismus offen zur Schau, ehe sie aus Rom dafür milde zurechtgewiesen wird.

Wiesenblumen und Gräser blühen auf der Rampe von Birkenau, zwischen den schwarzen Baracken, halten ein Häufchen rostzerfressender Löffel und Gabeln irgendwo im Gelände unweit der Grundmauern eines Krematoriums versteckt. Still ist es ringsum. Nur ein Grüppchen Taubstummer geht gestikulierend seiner Wege – zum Mahnmal hin. Weit ist der Weg vom Auschwitz des industrialisierten Massenmordens zum Herzogtum Auschwitz im westlichsten Zipfel des »Königreichs Galizien und Lodomerien«. Er führt unweigerlich über die »Rollbahnen« der Deutschen Wehrmacht, die Bahngleise der Todeszüge. Kein Zauber hilft, keine Gnade den Nachgeborenen. Auf Massengräbern läßt sich das »gemeinsame Haus Europa« nicht unbehelligt bauen.

Die Gedenkstätte Auschwitz, die Stadt Krakau liegen hinter uns. An den Autofenstern zieht eine rosagelb eingestaubte Mondlandschaft vorbei, das Fabrikgelände der Leninhütte von Nowa Huta. Dann wechseln die Farben. Das giftige Rosa weicht dem Gold handtuchschmaler polnischer Stoppelfelder. Weißer Mohn wechselt mit dem dunklen Grün der Tabakfelder im Weichseltal. Einspännige Pferdewagen fahren neben der Landstraße, Störche nisten auf den Kronen der Telegraphenmasten. Gänse und Enten scharen sich zwischen grasenden Pferden auf grünen Wiesen, in denen blaublitzende Tümpel liegen, darüber weiße Wattewolken am blauen Sommerhimmel.

Lacht der wind in korn,
lacht un lacht un lacht,
lacht er op a tog, a ganzn,
un a halbe nacht.

Das jiddische Lied vom Kälbchen, festgebunden auf dem Wagen, fährt mit uns von Auschwitz, von Krakau her, die Weichsel stromabwärts, dann, vor Sandomierz rechts ab und, ehe er in die Weichsel mündet, über den San. Unweit von Frampol verzweigt sich die Straße. Nach rechts führt sie im Bogen über Biłgoraj, nach links über Szczebrzescyn schnurgerade nach Zamosć.

Josche hatte sich nach Biłgoraj verirrt, kam dort kurz vor Weihnachten an, zur Zeit des großen Marktes, als alle Bauern der umliegenden Dörfer herbeiströmten. Auf den schlammigen Straßen, die nach Biłgoraj führten, herrschte ein reges Treiben. Reiche Gutsbesitzer in dicken Pelzkragen thronten mit Frau und Kind auf hochrädigen Wagen, die am dicken Seil einen Stier an den Hörnern hinter sich herzogen. Die ärmeren kamen zu Fuß, einen dünnen Strick in der Hand, der am Hinterbein eines Schweines befestigt war. Josche suchte Zuflucht in der alten Synagoge, hinter dem warmen Synagogenofen. Josche hieß eigentlich Nachum, war ein Zweifler und Gottsucher, Sohn eines litauischen Rabbiners, Talmudstudent. Kaum vierzehn Jahre alt, hatte er sich, ein unverzeihliches Vergehen, in seine Stiefschwiegermutter, die ihm gleichaltrige Malka, verliebt, die dritte Frau seines Schwiegervaters, des Zaddiks im podolischen Stetl. Er lief fort vor den unerbittlichen Gesetzen und Ritualen des selbstherrlich regierenden Chassidismus, floh die bedrückende Enge des heimatlichen Stetl, die Dummheit und Korruption am Hofe des schwiegerväterlichen Wunderrabbiners und kam so nach Biłgoraj. Unerkannt verdingte sich Nachum dort als Unterschammes, als Synagogendiener, zündete die Kerzen an, fegte das Versammlungshaus, klopfte die Leute wach zum Gebet. Die Einwohner von Biłgoraj hielten ihn für einen der zahllosen Wanderbettler, spotteten über ihn, als er unzugänglich blieb, riefen ihn »Josche Kalb« und machten ihn, abergläubisch, wie sie waren, zum Sündenbock für alles Elend im Stetl: er trage Schuld an der tödlichen Seuche, am nächtlichen Spuk. Die blöde Tochter des Oberschammes habe er geschwängert, warfen sie ihm vor, und zwangen ihn, um die vermeintliche Schuld zu süh-

nen und das Stetl vom Bösen zu befreien, mit der Närrin Hochzeit zu halten auf dem Friedhof von Biłgoraj. Mit dem Roman *Josche* hat Israel Joshua Singer sein Heimatstetl zumindest für die Literatur gerettet. Mit vielen anderen Stetlech um Zamość herum hat es sein Bruder, der bekannte Isaac Bashevis Singer, ähnlich gemacht. Wer wüßte sonst schon von Frampol, Jampol, Biłgoraj, Turbin, Szczebrzescyn, Josefów, Tomaszów?

Die Mutter der Brüder Singer war die Tochter des Rabbiners von Biłgoraj, der wie ein Despot über seine Gemeinde regiert haben soll – auch zu Hause, so Isaac, habe alles vor ihm gezittert. Geldnot habe die junge Familie Singer gezwungen, die ersten Jahre im Hause des herrschsüchtigen Rabbiners zu leben; nicht eben zur Freude des Schwiegersohns, der ebenfalls Rabbiner und Sohn des Rabbiners von Tomaszów war. Israel Singer, der Älteste – Isaac ist elf Jahre jünger –, wurde 1893 in Biłgoraj, damals ein Garnisonsstädtchen in Russisch-Polen unweit der österreichischen Grenze, geboren. Obwohl Zamość und Szczebrzescyn, Städte, in denen die Aufklärung regierte, ganz in der Nähe lagen, sei es dem Großvater gelungen, und Stadtälteste und Chassidim hätten ihn darin unterstützt, das Städtchen vor solchen weltlichen Einflüssen zu bewahren, erzählt Isaac Bashevis Singer.

Die Brüder Singer brachen mit der Familientradition, wurden keine Rabbiner, sondern jiddische Schriftsteller; ein dem Sozialismus zugeneigter Kritiker ostjüdischer Traditionen der Ältere, Israel Joshua. Der Autor des Romans *Josche* war Anfang der dreißiger Jahre bereits ein anerkannter Schriftsteller, als, wie um den Zerfall, dann den Tod des Ostjudentums erzählend zu bannen, der jüngere Bruder Isaac, eher Romantiker denn Aufklärer, zu schreiben begann. Die Brüder verließen Polen, bevor die Deutschen kamen. Israel Joshua Singer, der Sozialist, ging nach dem Ende der hoffnungsvollen zwanziger Jahre, die er in Kiew und Warschau verbrachte, 1934 nach Amerika, Isaac Bashevis Singer folgte ihm ein Jahr später.

Federwolken segeln über den blauen Himmel. Getreidegarben stehen zu Puppen zusammengestellt auf dem schmalen

Stoppelfeld. Die harten, scharfen Kanten der Roggenstoppeln und ein Gedicht von Peter Huchel rücken das romantische Bild der Landschaft zurecht, in der mühselige Handarbeit und traurige Erinnerung stecken.

Später,
im Sommer
über den Stoppeln
die Spindeln aus Licht.
Sie wickeln
das rissige Garn
galizischer Dörfer.
Doch niemand kommt,
den Mantel zu weben.

Wir sitzen beim Picknick am Straßenrand.

Ob im Bogen über Biłgoraj oder geradewegs über Szczebrzeszyn nach Zamość zu fahren sei, entscheidet bei Butterbrot, Knoblauch und Tee ein polnisches Buch über jüdische Grabsteine, *Zeit der Steine* von Monika Krajewska, 1983 in Warschau erschienen. In Szczebrzeszyn soll noch ein jüdischer Friedhof zu finden sein. Szczebrzeszyn war, wie gesagt, neben Zamość eine Stadt der *haskalah*, der jüdischen Aufklärung, inmitten von Hochburgen des Chassidismus. Zweimal fragen wir nach dem »cmentarz żydowski«; im Nachbardorf von Szczebrzeszyn einen Bauern, der auf der Bank vorm Gartenzaun sitzt. Er führt uns freundlich an Misthaufen und rostigen Gerätschaften vorbei über seinen Hof, zeigt auf einen bewaldeten Hügel am Horizont. Und im verschlafenen Städtchen, am Platz eine Gruppe von Jugendlichen, die dabei sind, ein Moped zu reparieren. Einer von ihnen weiß den Weg. Er wohne direkt gegenüber vom jüdischen Friedhof, sagt er, und – in Szczebrzeszyn gebe es heute keine Juden mehr. Wir fahren die Friedhofsstraße hinauf. Die Straße ist schmal und krumm. Hinter Zäunen, keiner sieht aus wie der andere, der eine verfallen und grau, der andere bunt gestrichen, der dritte neu, hocken kleine verwiterte Holzhäuser, auch sie ganz verschieden. Wie alt mögen sie sein – vielleicht fünfzig,

sechzig, siebzig Jahre? Verstoßen suchen meine Augen nach Einkerbungen, Spuren von der *mesusah* im Holz der Türrahmen. Vergeblich. Hinter einem Maschendrahtzaun – der Junge hat uns einen Durchschluß gezeigt –, von einem Schild »Mahnmal des Holocaust« (es zeigt eine Flamme in einer Schale, über der zwei Schwerter hängen) geschützt, stehen jüdische Grabsteine unter schattigen Bäumen, zwischen wucherndem Wacholder und von Brennesselgestrüpp und Springkraut verborgen. Bunt leuchtet noch die *menorah* vom weißen Kalksandstein; drei oder fünf Arme haben die Leuchter auf anderen Steinen, bekunden, daß jüdische Frauen hier einst begraben wurden. Am Sabbat kam es den Frauen zu, das Kerzenlicht zu entzünden. Auf den Grabsteinen ist der Leuchter deshalb ihr Zeichen. Was ist geblieben von den Juden in Polen außer Steinen, Grabsteinen, Synagogen in Dörfern und Städten?

Zamość – Talis magnanimi visa est fulsisse Zamosci . . .

Viel haben wir von der polnischen Renaissancestadt Zamość gehört, ehe wir uns auf die Reise machten. Jan Zamojski, Staatsmann und Feldherr des 16. Jahrhunderts, ein zum Katholizismus konvertierter Calvinist, seinerzeit vielleicht der gelehrteste Mann in Polen. Er hatte in Paris, Stuttgart und Padua studiert, war Vertrauensmann des polnischen Königs, ließ in kaum mehr als zehn Jahren von dem italienischen Baumeister Bernardo Morando Zamość errichten, die Stadt *za mostem*, an der Brücke, an der Kreuzung zweier Handelswege: des Salzwegs von Schlesien nach Wolhynien und des Bernsteinwegs vom Baltikum in die Türkei.

O mors inexpiabilis necessitas
Naturae! Ò stellas! Ô sydera! quae accelerastis
Mortem heu acerbam heröis heu Zamoscii!

(Oh Tod, unversöhnliche Notwendigkeit der Natur!
Oh ihr Sterne! Oh ihr Himmel! die ihr den Tod,
Ach, den schmerzlichen, ach, des Helden Zamoscius herbeigeführt
habt!)

dichtet honori herois Zamoscii David Hilchen, Secretario Regiae Maiestatis, Notarius terrae Venden aus Helmstedt nach dem Tode des polnischen Großkanzlers und Großfeldherrn am 3. Juni 1605.

Talis magnanimi visa est fulsisse Zamosci
Virtus, stetitq̄; summo honorum culmine,
Inque dies surgens ipsis caput intulit astris.

(Groß leuchten sah man die Tugend des hochherzigen Zamoscius;
Sie stand auf dem Gipfelpunkt der Ehren,
Steigerte sich von Tag zu Tag
Und hob das Haupt gar zu den Sternen.)

Von Krakau her sind wir nur über Land gefahren. Kaum vorstellbar, eine Renaissancestadt inmitten der Felder. Unmerklich beginnt die Stadt. Ein Parkplatz ist plötzlich da, ein Stück Stadtmauer, ein Tor, ein Graben. Hinter hohen Bäumen schimmert Mauerwerk weiß. Seitlich erstreckt sich lang, zwei Stockwerke hoch, ein schlichtes, dickwandiges Barockgebäude. Eine Stellwand zeigt das Schema des alten Stadtzentrums. Weiteres Informationsmaterial erhalten wir in einem Touristenbüro in einer der ersten Querstraßen der Altstadt. Wir stehen am nördlichen, dem Lubliner Tor. Der dickwandige, quaderförmige Barockbau, heute ein Polytechnikum, war einst die Akademie von Zamość. 1594 wurde sie von Jan Zamojski als humanistische Hochschule für die Vorbereitung junger Adliger auf den Staatsdienst gegründet, im 18. Jahrhundert wurde ihr dann dieses Haus errichtet. Zamość sollte eine »ideale Stadt« – eine Stadt der Aufklärung, des Welthandels und eine Festung sein. So wurde sie angelegt – das Schema der Altstadt beweist es noch heute. Schachbrettartig sind die Straßen angeordnet. Im Kreuz der Himmelsrichtungen führen die Hauptausfallstraßen von Westen nach Osten, von Norden nach Süden. Drei Tore hatte die Stadt: